

# Wassererzählungen

Bearbeitet von  
John von Düffel

1. Auflage 2017. Taschenbuch. ca. 256 S. Paperback  
ISBN 978 3 423 14554 1  
Format (B x L): 12,4 x 19,1 cm

schnell und portofrei erhältlich bei

  
DIE FACHBUCHHANDLUNG

Die Online-Fachbuchhandlung [beck-shop.de](http://beck-shop.de) ist spezialisiert auf Fachbücher, insbesondere Recht, Steuern und Wirtschaft. Im Sortiment finden Sie alle Medien (Bücher, Zeitschriften, CDs, eBooks, etc.) aller Verlage. Ergänzt wird das Programm durch Services wie Neuerscheinungsdienst oder Zusammenstellungen von Büchern zu Sonderpreisen. Der Shop führt mehr als 8 Millionen Produkte.

dtv

Mit ›Wassererzählungen‹ kehrt John von Düffel zu seinem Lebens-  
thema zurück: zu Teichen und Seen, Schwimmbädern und dem  
Meer. Er erzählt vom Wasser in allen erdenklichen Formen, vor  
allem aber von den Menschen, die sich darin spiegeln: Ein Vater  
muss lernen, dass seine Tochter ihm entwächst, eine Mutter, dass  
ihr Kind niemals geboren wird. Ein Lehrer erkennt, dass man an-  
deren Menschen nie das vermitteln kann, was man möchte, son-  
dern nur das Unfreiwillige. Wie ein stummer Fisch im Aquarium  
dekoriert eine Frau den Pool eines Stararchitekten. Ein junger  
Mann schwimmt durch die winterkalte Ostsee und stirbt – doch  
nicht.

In elf Geschichten blickt John von Düffel auf Eltern und Kinder,  
Menschen und Tiere – in einer Welt, in der vieles, was früher galt,  
fortgespült wurde.

*John von Düffel*, geboren 1966 in Göttingen, ist Schriftsteller,  
Dramatiker, Übersetzer und passionierter Schwimmer. Er arbeitet  
als Dramaturg am Deutschen Theater Berlin und ist Professor für  
Szenisches Schreiben an der Berliner Universität der Künste.  
1998 veröffentlichte er seinen Debütroman ›Vom Wasser‹. Wei-  
terhin erschienen u. a. die Romane ›Zeit des Verschwindens‹,  
›Ego‹, ›Houwelandt‹, ›Beste Jahre‹, ›Goethe ruft an‹, die Erzäh-  
lung ›Hotel Angst‹, der Essay ›Wovon ich schreibe. Eine kleine  
Poetik des Lebens‹ und ein Buch über das ›Schwimmen‹. Für  
seine Bücher wurde John von Düffel vielfach ausgezeichnet, u. a.  
mit dem aspekte-Literaturpreis und dem Nicolas-Born-Preis.

John von Düffel

# Wassererzählungen

dtv

Von John von Düffel sind bei dtv außerdem erschienen:

Vom Wasser (12799)

Zeit des Verschwindens (12939)

Ego (13111)

Schwimmen (13205)

Houwelandt (13465)

Hotel Angst (13571)

Beste Jahre (13907)

Goethe ruft an (14218)

Eine frühe Fassung von ›Ostsee‹ ist in der Anthologie ›Ein extraherrlicher Meersommerabend‹ 2013 im mare Verlag erschienen; eine Kurzversion von ›Der schwarze Pool‹ wurde im Rahmen des MDR-Kurzgeschichtenwettbewerbs 2013 ausgewählt und in dem Erzählband ›Risikoanalyse‹ abgedruckt.

**Ausführliche Informationen über  
unsere Autoren und Bücher**

[www.dtv.de](http://www.dtv.de)



2017 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München

© 2014 DuMont Buchverlag, Köln

Umschlaggestaltung: dtv nach einem Entwurf von Lübbecke Naumann Thoben,

Köln unter Verwendung eines Motivs von Rüdiger Trebels

Gesamtherstellung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen

(Satz nach einer Vorlage des DuMont Buchverlags)

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-14554-1

*Für Katja und Greta*



## Inhalt

	Ostsee	9
Das Spiel ohne auf die Erde zu kommen		21
	Der schwarze Pool	55
	Die Vorschwimmerin	67
	Die Frau am Fenster	95
	Der Junge von	103
Das permanente Wanken und Schwanken		
	von eigentlich allem	121
	Die Trauerrednerin	159
	Hiob	183
	Der Fetzenfisch	229
	Lenz	243



Die meisten Menschen haben ein falsches Bild von der Kälte. Sie meiden sie, ohne sie jemals kennengelernt zu haben. Sie schrecken vor ihr zurück bei der ersten Berührung und verbringen den Rest ihres Lebens mit einem Kälte-Vorurteil, dessen Lächerlichkeit ihnen nie bewusst wird. Sie sterben und haben die Kälte nicht einmal singen hören, dabei singt sie nicht nur für sich an ihren ausgelassenen Tagen. Doch das werden sie nie erfahren. Sie werden nicht mit ihr lachen und nicht mit ihr weinen, bis zu ihrem Tod.

Wie kann ein Mensch sterben, ohne zu wissen, wie gnädig die Kälte ist.

Sie ist auch nicht starr, ganz und gar nicht. In ihr herrscht die größte Bewegung. Man muss sich ihr nur überlassen und durch den ersten Schrei und Schrecken hindurchgehen, hindurchtauchen. Dann.

Die Kälte hat ein Gedächtnis und eine Gegenwart. Und sie ist vollkommen klar.

Das Wasser an einem Wintertag. Der Himmel über der See ist hauchblau. Eine Bläue, die allen Dunst und Nebel, die Wolken und Schwaden in sich aufgesogen und verwandelt hat in einen Reifatem, der die Sonne blass macht, eine gefrorene Scheibe aus Licht. Der strohige Bewuchs der Dünen ist frosttrocken und knistert, wenn er unter Schritten zerbricht, der Sand hart wie Stein,

eine Mondkruste, und wenn man tief Luft holt, ist es, als hätte man die ganze Nacht mit offenem Mund geschlafen.

Ich stehe am Strand und schaue auf das winterglatte Wasser. Da, wo es ruht, da, wo es sich regt. Das Eis ist ganz zart und verletzlich, wie die Haut über einer erkalteten Milch, auch dort, wo die See am stillsten ist. Man kann es streicheln, mit dem Strich der Wellen oder dagegen, ein Fell oder Flaum aus Kristall, weicher Eiswasserflaum. Ich sage, hallo, See, wir kennen uns. Ich bin durch das Frühjahr mit dir gegangen, jeden Tag, während dein Wasser immer heller, leuchtender wurde und geschmeidig unter den Händen wie Gras. Ich war bei dir unzählige Stunden im Sommer, als die Sonne steil im Wasser stand und man abends beim Kraulen die Mücken erschlagen konnte, eingehüllt in die Sommergerüche von heißem Sand und Kiefernharz wie für immer. Und dann weht doch wieder der Herbst herein, lässt die Küstenlinie noch einmal aufleuchten und löscht sie dann, weißgrau, farblos, bis auf ein paar spärliche Striche unter dem Wind, die Segel eingeholt, Sturm geist, bis das Eis kommt, das undurchdringliche, und alles endet.

Es riecht nach Schnee, stellst du fest, Ostwind, sagst du laut vor dich hin, so als würdest du dich wundern. Über die eisfreien Priele läuft ein Schauer. Sämtliche Härchen an deinen Armen stellen sich auf. Aber du kannst die See nicht lassen.

Es ist ganz einfach: Wenn du jedes Kleidungsstück genau so ausziehst, wie du es immer ausziehst, wenn du alles genau an die Stelle legst, wo du es immer hinlegst, wenn du genau den Weg ins Wasser gehst, den du immer gegangen bist, Schritt für Schritt, dann kannst du den Körper über die Kälte hinwegtäuschen, über ihre Zumutungen, ihre Ungeheuerlichkeit. So als wäre alles wie immer, jeder Handgriff vertraut, und du kannst in die Kälte gehen wie ins Bett.

Der Trick ist, den Selbsterhaltungstrieb auszuschalten, dieses sehr mächtige Kommando im Gehirn, da nicht reinzugehen, das nicht zu tun, niemals!

Aber darauf darfst du nicht hören, während du durch die Uferwellen watest. Du musst besser wissen, was du tust, besser als dein Körper. Hör nicht auf ihn, aber beobachte ihn ganz genau, wie eine interessante Maschine in einem sehr gewagten Experiment. Es ist wichtig, dass du ihn von oben, von außerhalb siehst. Du musst auf jedes Zeichen achten, jedes Warnsignal, die Sirenen, die losschillen werden, überall, alle zur selben Zeit. Nimm das zur Kenntnis, schätze es ein, aber hör nicht darauf, sonst verlierst du die Kontrolle, sonst wird die Panik deines Körpers total. In dem Moment, in dem sie dein Denken erfasst, bist du verloren. Doch denk nicht daran.

Das Schwierigste ist der erste Schock. Du weißt, du musst atmen, aber du kannst nicht. Du weißt, du musst jetzt den nächsten Gedanken fassen, aber du bist starr vor Entsetzen, gefangen in Todesangst. Du sagst dir, dass du das kennst, dass du schon oft an diesem Punkt gewesen bist. Es ist nicht das Ende, sondern nur eine Grenze, die du verschiebst, sagst du dir. Aber es ergibt keinen Sinn, du verstehst nicht, was du da sagst, dein Körper versteht es nicht. Du bist eingeschlossen in ein System im Alarmzustand, eine brutale Krise, die alles blockiert. Dein Körper nimmt keine Befehle mehr an. Du kannst nichts tun. Du kannst nur warten, kannst diesen Moment nur überstehen – falls du ihn überstehst –, indem er vorbeigeht.

Und dabei liebe ich mein Leben.

Dann gelingt dir der erste Atemzug. Nur ein kurzer, ein kleiner Schluck Luft, noch einer und noch einer. Du wagst es, schaffst es,

tiefer zu atmen und immer mehr Luft einzuziehen, auch wenn mit ihr die Kälte einströmt über deine Lippen, durch deine Haut, die nicht länger ein Panzer ist, keine Front, sondern bloß eine dünne Membran, auf der sich der Schock in Schmerz verwandelt und die Kälte zu einer Empfindung wird, während sie durchzieht. Aber das muss sein, das weißt du, das Unerträgliche ist eine Illusion, die nachlässt, irgendwann. Du darfst nur nicht auf deine Haut vertrauen. Haut ist dumm. Haut denkt nicht voraus. Sie spürt heiß und kalt, hart und weich, die Wucht und den Aufprall der Kälte und die Schärfe der tausend Wasserklingen, ihre fleißigen Schnitte überall, aber sie sieht nicht, dass auch das vorbeigeht, sie sieht nicht voraus. Haut kennt immer nur den Moment und hält ihn für eine Ewigkeit. Sie kann die Uhr nicht vorstellen bis zu dem Punkt, an dem sie nichts mehr spüren wird, gleich schon, in zwei, drei Minuten, fast nichts, nur einen leichten Nesselbrand von Kälte, Nadelstiche, Salzkristalle mit feinen, filigranen Spitzen und Bahnen von kühler Seide, die vorübergleiten, weil sich die Kälte längst nicht mehr auf deiner Haut abspielt, sondern ein Teil von dir geworden ist. Du stößt dich vom Grund ab und schwimmst.

Jedes Mal denke ich, ich könnte die See wärmen. Wenn ich nur oft genug schwimme, wenn ich nur lange genug durchhalte. Ich könnte die See wärmen, und dann wäre es morgen nicht mehr so schlimm. Ich heize das Meer auf mit jedem Zug, und das Eis weicht. Ich glaube das jedes Mal für einen Moment und muss mir dann eingestehen, dass ich nicht einmal imstande wäre, das Wasser in einer Badewanne auf Körpertemperatur zu halten. Sogar in einer Wanne stirbt man irgendwann an Unterkühlung. Und trotzdem gibt es etwas in mir, das an die Macht des Schwimmers glaubt, auch wenn das Meer, der kleinste Teil dieses Meeres, so unendlich viel mächtiger ist.

Ich drehe mich auf den Rücken, trete mit dem Beinschlag eine hohe, schaumweiße Fontäne los und schaue zurück zum Ufer. Wie verwaist und winterlich es daliegt, wie versunken unter dem gefrorenen Himmel, ein Bild, in dem ich der Fehler bin, der Einzige, der das Kältesiegel über der See und dem Sand aufbricht und die Stille zerschlägt. Ein Hochgefühl überkommt mich, so als hätte ich die Zeit besiegt, so als könnte ich weiter und immer weiter schwimmen, über den Rand der Zeit hinaus.

Ich will mich zum Kraulen umwenden, da sehe ich ihn wieder, etwas weiter strandabwärts: den alten Mann, der immer da ist, jeden Tag, und den Sand entlang der Wasserlinie umgräbt. Gott weiß, was er sucht. Aber er sucht unermüdlich, bei Wind und Wetter. Manchmal gräbt er mit einem Stock, einem Stück Treibholz, manchmal mit bloßen Händen, in der Hocke oder auf den Knien – obwohl er Tag für Tag gräbt, hat er nie Werkzeug dabei, Schaufel, Spaten, nicht einmal Handschuhe. Er gräbt, aber behilft sich nicht. Dann richtet er sich wieder auf, steht da und starrt auf die Stelle, das hereinströmende Wasser, die Wunde im Sand, bis das Meer sie verwäscht und der gewölbte Rücken des Ufers sich schließt, als wäre nie etwas gewesen. Der Mann steht einfach da und sieht dem Verschwinden zu.

Anfangs habe ich ihn für einen pensionierten Wissenschaftler gehalten, einen Naturschützer oder Meeresbiologen, der nach Würmern oder einer seltenen Muschelart forscht. Seine Kleidung ist unauffällig, keine Spur von Verunreinigung oder Verwahrlosung, graue Windjacke, blaue Jeans, festes Schuhwerk. Er wechselt seine Sachen nicht oft, aber sie sind immer tadellos, ordentlicher sogar und weniger leger als die der meisten Strandgänger. Seine Gesundheit scheint robust, sein Lebenswandel regelmäßig. Er fehlt nie. Aber er ist verrückt, davon bin ich überzeugt, völlig verrückt, es

kann gar nicht anders sein. Nicht, weil er immer allein ist und mit niemandem spricht. Es ist die Art seiner Einsamkeit. Er hat so etwas an sich, um sich, dass man ihm lieber aus dem Weg geht. Noch nie habe ich gesehen, dass ihm jemand die Hand gibt zum Gruß oder ihm auf die Schulter klopft, und wenn, dann würde er vermutlich durch ihn hindurchfassen.

Es ist so weit. Ich senke den Kopf ins Wasser und kraule los, das Stechen an den Schläfen geht von Ohr zu Ohr. Die Kälte schließt sich um meine Stirn, hält sie fest umklammert und drückt zu, drückt sie zusammen, aber die Angst kommt nicht zurück. Ich atme, keuche, muss den Kopf noch zwei, drei Mal über die Wasseroberfläche recken, weil der Kältedruck auf die Stirnhöhlen zu groß wird. Dann nicke ich ins Wasser zurück, brauche mich nicht einmal hinunter zu zwingen, sondern tauche ein in Salz und Eiswasser wie in Schlaf.

Es tut gut, etwas zu haben, woran man denken kann, wie an den alten Mann am Strand, den ich »den Graber« nenne. Jeder Gedanke schlägt die Kälte, bahnt einen Pfad durch sie hindurch. Für einen Moment bin ich dem Alten geradezu dankbar, ich könnte ihm um den Hals fallen, weil er mir über die Eisschwelle hilft, die sonst so viel Willen und Überwindung kostet und über die ich in Gedanken an ihn hinweggleite, als wäre es das Folgerichtigste überhaupt. Ich frage mich, was für ein Leben er hat jenseits der See, ob es eine unsichtbare Frau gibt, die ihm seine Sachen wäscht, ob ihm jemand vorm Verlassen der Wohnung die Schuppen von den Schultern streicht oder ob er sich in einem fleckigen Spiegel selbst korrigiert und so unauffällig macht, als wäre er gar nicht da. Er sieht wirklich jeden Tag gleich aus, nicht einmal die grauen Haare werden länger. Sein Erscheinungsbild hat die Unverwüstlichkeit der Erdkundelehrer oder Hausmeister meiner Schulzeit. Ich sehe über einen sanften Wellenhügel hinweg, wie er in die Knie geht, auf die

Knie fällt und einen Stock in den Sand stößt. Heute ist also wieder einer dieser Tage. Dann greife ich nach dem graublauen, graugrauen Wasser in äußerster Reichweite, und vor meinen Augen ist nur noch das Meer.

Jeder Kraulschwimmer hat ein seltsames Verhältnis zur Überwasserwelt. Er nimmt nicht an ihr teil. Für ihn zählen nur die See, sein Atem und die Kälte, nicht auf der Haut – seine Haut bildet längst keine Grenze mehr zwischen ihm und dem Meer –, sondern im Körper. Auf die Kerntemperatur kommt es an, auf den Griff der Kälte nach den Knochen und Eingeweiden, um die sich sämtliche Muskeln und Sehnen zusammenziehen wie ein Netz um ein Kilo Orangen.

Was über Wasser geschieht, ist wie entrückt: flüchtige, dahintreibende Bilder beim Schulterblick, Momentaufnahmen, Schnappschüsse, die vom Kampf mit der Kälte nichts wissen und die ich mir zusammenreime, zusammenräume zu einer Welt ohne Bedeutung. Im Sommer, natürlich, ist es wichtig abzuschätzen, ob und wie schnell ein Boot sich bewegt, ob ein anderer Schwimmer meine Bahn kreuzt oder ob es nur Bojen sind, die zwischen den Wellen herumdümpeln. Doch jetzt ist das Meer ausgestorben, die Boote liegen winterfest in ihren Docks, die meisten Bojen sind eingeholt, und ich bin mit dem Wasser allein. Eine Brise kommt auf, wirft sich in die Wellen und facht die Kälte an, die Jagd macht auf jeden Flecken nackter Haut, mein nasses Haar. Doch so sehr der Wind auch anzieht und die Lufttemperatur fällt, das Wasser bleibt sich gleich. Es wird nie kälter sein als jetzt, es schützt mich und umhüllt mich ganz.

Das Einzige, was ich im Blick behalten muss, ist der Strand. Ich zwing mich, an den Rückweg zu denken und daran, dass er mindestens doppelt so lang werden wird und jeder Zug um ein Viel-

faches schwerer, ich sage mir das, denn in der Kälte ist die Entfernung launisch und ohne Maß. Wer zu lange wartet, zu sehr auskühlt, für den können schon hundert Meter zu weit sein.

Ich schwimme einen leichten Bogen, drehe den Kopf in den Nacken und entwinde mich dem Sog ins Offene. Der Graber kehrt in mein Blickfeld zurück. Der dürre Stock, mit dem er im Sand gestochert hat, ist nicht mehr da, weggeworfen oder zerbrochen, nehme ich an, vielleicht hat er auch nie existiert. Jetzt schaufelt der Alte mit bloßen Händen und häuft einen Sandberg auf vor seinen Knien. Ich kann das alles noch erkennen, aber kleiner, denke ich, winziger darf er nicht werden und auch nicht der Strand, den er umgräbt. Dann wende ich mich wieder dem Wasser zu. Beim nächsten Atemzug sehe ich nur noch eine gefurchte, schaumgeäderte Schräge. Die See gerät unter dem Wind in Bewegung, Wellen heben mich, langsame, gemächliche, mit weit auseinandergezogenen Schaumkappen. Die Schneeluft in meinen Lungen schmeckt nach Blut. Ich muss zurück, ich muss umkehren, höchste Zeit, sage ich mir und denke: jetzt schon? Und: endlich!

Bereits nach wenigen Metern mit Kurs auf den Strand merke ich, dass es die richtige Entscheidung war. Ich brenne herunter, so rasend schnell und erbarmungslos, dass die Kälte kein Zustand mehr ist, sondern freier Fall. Ich schlingere, statt vorwärtszugleiten, keine Bewegung läuft mehr rund. Die Entfernung zum Ufer scheint immer größer zu werden, unüberwindlich, doch das kann nicht sein, sage ich mir, nein, nein, ich bin es, der kleiner wird, immer kleiner, mein Körper schnurrt zusammen auf den eines Kindes, hilflos und verloren, ich kenne dieses Kind, es hat Angst, große Angst.

Es kann nicht mehr, schwimmt nicht mehr, auch das kenne ich von ihm, das Kind hat alles verlernt, stöhnt und krümmt sich, will

sich hinsetzen, hinlegen, seiner Not überlassen, aber ich weiß, dass das falsch ist, und treibe es an, immerzu, es muss sein. Der Mann am Strand darf nicht in noch weitere Ferne rücken, nicht noch mehr schrumpfen, auf keinen Fall. Versuch, den Kopf zu heben, die Richtung zu halten, nur keine Umwege jetzt, beschwöre ich es – das Kind gehorcht nicht. Ich schreie es an, aus Leibeskräften, ich höre mich im Wasser brüllen, vergebens. Doch ich weiß genau, wo der Mann ist, weiß es instinktiv und kraule drauflos, unbeirrbar, durch Kältescherben und Schaum, ohne nach links oder rechts zu blicken, ich brülle noch immer, es ist die einzige Art, zu atmen, vorwärtszukommen. Endlich wird die See dünner, durchsichtiger, gläsern fast. Dann ist da Meeresgrund, mit Händen zu greifen, Muschelstückchen und Sand. Ich kann stehen, zwar spüre ich meine Beine nicht mehr, aber ich stehe und stolpere weiter durch seichte Wellenausläufer ans Ufer, ducke mich unter dem Wind und torkle an dem Mann vorbei, der kurz aufschaut und durch mich hindurchsieht. Er hat mich gerettet, mir das Leben gerettet, aber wir grüßen uns nicht.

Handtuch, Hose, Jacke, Kapuze, ich brauche mir keine Befehle zu geben. Die Ankleideroutine ist eingespielt, fast dieselben Handgriffe wie vorhin, nur in umgekehrter Reihenfolge. Meine größte Anstrengung ist, das Zittern im Griff zu behalten. Socken lasse ich weg, Schuhebinden sowieso, es wird Stunden dauern, bis meine Finger das wieder können. Ich muss nach Hause, mich aufwärmen, schnell.

Als ich an der geschlossenen Würstchenbude am Hauptsteg vorbeihusche, mit hochgezogenen Schultern, den Blick gesenkt, steht die Besitzerin da, eine wasserstoffblonde, immergebräunte Endfünfzigerin in einem blau-weiß geringelten Kapuzenpulli. Sie nennt sich Rosi oder Babsi, trinkt gern einen Korn mit ihren Gästen und

manchmal auch allein. Ein, zwei totgedrehte Locken ihres spröden, strohigen Haars flattern im Wind, als gehörten sie nicht zu ihr. Wir kennen uns ohne Worte, doch ausgerechnet heute spricht sie mich an mit einem leicht hängenden, leicht verhangenen Lächeln.

»Sagen Sie, haben Sie eine Wette verloren, oder machen Sie das freiwillig?«

»Ich wette nicht«, bringe ich hervor und versuche zu grinsen, trotz eingefrorener Gesichtsmuskeln.

»Sie holen sich noch den Tod«, sagt sie.

»Man gewöhnt sich daran«, winke ich ab, überdeutlich, damit sie nicht auf die Idee kommt, mir etwas zu trinken anzubieten. Doch sie sagt nur: »Also ein büschen verrückt sind Sie schon, junger Mann!«

»Da bin ich hier nicht der Einzige«, sage ich, noch immer grinsend, und deute mit einer Kopfbewegung strandwärts Richtung Graber, schließlich ist er um einiges verrückter als ich. Aber was, wenn er gar nicht mehr da ist, durchzuckt es mich plötzlich, wenn ich ihn mir nur eingebildet habe? Ich drehe mich um und entdecke den Alten erst auf den zweiten Blick. Er hat sich weit nach vorne in seine Grube gebeugt und holt mit beiden Unterarmen den Sand ein.

Die Kioskbesitzerin folgt meinem Blick, langsam, beinahe widerwillig. »Ja«, sagt sie und lässt ihr Lächeln fallen, »so hat jeder sein Päckchen zu tragen.«

»Sagen Sie bloß, Sie wissen, wonach er gräbt!« Ich will auf keinen Fall länger hier stehen bleiben und einen Plausch halten, stutze aber doch.

»Na, wegen seinem Sohn«, sagt sie und schaut auf meine offenen Schuhe. Für einen Moment bin ich wie vor den Kopf gestoßen, ein Sohn kam in den Geschichten, die ich mir vom Graber erzählt habe, nie vor. Aber ich frage nicht nach, sondern denke nur, gut,

dann werde ich mir eben morgen eine andere Geschichte von ihm erzählen. Ich bin in Gedanken schon an Rosi vorbei, als sie kaum hörbar hinzufügt: »Der Junge wollte rüberschwimmen, in den Westen. Seine Leiche wurde nie gefunden.«

